

Tag suchen nun die beiden Unglücklichen Shi-wahs hochragende Tempelburg auf, den Gott zu verehren und um ihre Erlösung zu bitten.

Eine Sage aus grauer Vorzeit, aber das Tatsächliche, das ihr zugrundeliegt, setzt sich fort bis in unsere moderne, skeptische Zeit. Denn noch heute besuchen jene beiden Raubvögel zur Mittagszeit, Tag für Tag, den Felsen von Tirukalkunram — noch heute, wie vor Jahrhunderten, wartet eine andächtige Menge auf ihr Erscheinen, den anstrengenden Anstieg auf fast senkrecht abfallenden Treppen nicht scheuend, einen Anstieg im glühenden Sonnenbrand.

Das Erscheinen jener beiden Vögel — wohl einer großen Abart des Falken, mit weißem Gefieder und gelbem, scharf gebogenem Schnabel — ist ein schwer lösliches Rätsel. Wo ist ihr Horst? Zweifellos nicht in der Nähe, nicht in der ganzen Provinz, da er sonst der Bevölkerung bekannt wäre. Auch kommen die Tiere stets vom fernen Horizont. Weshalb pflanzen sie sich nicht fort, sondern bleiben die einzigen ihrer Gattung? Es sei vorausgesetzt, daß die Priester ein großes Interesse an dem täglichen Erscheinen der Wundervögel haben, da sonst niemand den unzugänglichen Tempel besuchen würde. Es sei angenommen, daß sie es durch Jahrhunderte verstanden haben, die Sage lebendig zu erhalten und stets neue Vögel zu beschaffen — aber wie? Und was geschieht, wenn eines der Tiere stirbt? Wie dem Überlebenden einen neuen Gefährten geben? Ein Gewöhnen eines weiteren dieser Raubvögel an den Felsen ist ausgeschlossen, da der Fels inmitten einer Stadt liegt und das Erscheinen eines dritten Vogels sofort bemerkt werden würde.

Seltsam ist auch die Nahrung, die ihnen von einem Priester in kleinen Messinggefäßen geboten wird: Reis mit Zucker und Butter — einem Raubvogel! Die Tiere nehmen auch nur wenig von der ihrer Natur so fremden Speise zu sich, halten sich nur wenige Minuten auf, andächtig bestaunt von einer lautlos im Schatten einer offenen Tempelhalle hockenden Volksmenge.

Wenige Meter von jener Bethalle entfernt steigt der Fels zu einer schroffen Falte an, und hier nimmt der amtierende Priester Platz, besprengt den Felsen mit geweihtem Wasser und füllt die blitzenden kleinen Messinggefäße mit jener eigentümlichen Nahrung. Nur wenige Minuten vergehen, da erscheinen in der Ferne am Horizont zwei dunkle Punkte, sofort von der erwartungs-

vollen Menge der Beter bemerkt. Sie werden größer und größer, und bald schweben die beiden heiligen Räuber der Lüfte über dem Priester, um sich zunächst etwas seitlich auf dem Felsen niederzulassen und dann auf sein aufmunterndes Klopfen mit den Messinggefäßen hin in bedächtigen Schritten näher zu kommen. Die Flügelspannweite der Tiere beträgt etwa 1—1,25 m.

Daß das verwunderliche Schauspiel schon lange vor Beginn der modernen Touristik und Forschertätigkeit Fremde anlockte, steht fest. So sind z. B. auf jenem Opferfelsen die Namen von Holländern eingemeißelt mit der Jahreszahl 1861.

Der Felsen von Tirukalkunram hat auch noch eine andere Anziehungskraft für den frommen Hindu. Es gilt nicht nur für sehr verdienstlich in den Augen der Götter, den steilen Aufstieg und den Rundgang um den Felsen zu machen, sondern man sieht darin auch ein heilsames Mittel gegen alle möglichen Krankheiten. Das ist zu glauben, denn wer jene steilen, schwindelnden, endlosen Treppen, die vor Jahrhunderten von Suryadeva aus dem Dorfe Pavinur als Weihgeschenk an den Gott des Tempels gebaut wurden, noch bewältigen kann, der ist noch nicht ernsthaft erkrankt. Andererseits kann es wohl kein primitiveres, aber wirksameres Trainingsmittel geben, zumal für einen behäbigen, bequemen Hindu, als ein tägliches Besteigen des heiligen Felsens.

Noch ein anderes Wunder birgt der Berg, ein akustisches Phänomen. Naht der Fromme dem heiligen Berg, so tönt ihm von der jähren Felsenhöhe der Ton der Tempeltrommeln, bald dumpf drohend, bald in lockendem Tremolo, entgegen. Vom Winde getragen, gleiten die hellen Töne der kleinen Tempelglocken, die dort oben die Hand des Priesters schwingt, zu Tal, begrüßen, ermutigen den Ermüdeten beim erschöpfenden Anstieg. Doch seltsam — aus dem Berge selbst, aus dem wild aufgetürmten Gestein, scheint eine unterirdische Musik zu fluten, melancholische, langhallende Töne, bald anschwellend, bald wie ein Hauch in der Ferne verklingend. Unmöglich für den nahenden Beter, den Spieler, den Meister dieser Geisterschalmeien zu entdecken — die geheimnisvolle Musik scheint ein Rätsel, wie das der um Sühne wallfahrtenden Vögel.

Höher und höher — immer gleich unfaßbar —, gleich unbegreiflich und schemenhaft, umgaukelt jene Musik den dem Heilig-